

Frank Fornaçon, Predigt am 5. Februar 2023 in Mülheim an der Ruhr

Matthäus 9, 9 – 13

<sup>9</sup>Jesus ging von Kapernaum weiter. Da sah er einen Mann an seiner Zollstation sitzen. Er hieß Matthäus. Jesus sagte zu ihm: »Komm, folge mir!« Da stand er auf und folgte ihm.

<sup>10</sup>Später war Jesus im Haus zum Essen. Viele Zolleinnehmer und andere Leute, die als Sünder galten, kamen dazu. Sie aßen mit Jesus und seinen Jüngern. Als die Pharisäer das sahen, sagten sie zu seinen Jüngern: »Warum isst euer Lehrer mit Zolleinnehmern und Sündern?«<sup>12</sup>Jesus hörte das und antwortete: »Nicht die Gesunden brauchen einen Arzt, sondern die Kranken.<sup>13</sup>Überlegt doch einmal, was es bedeutet, wenn Gott sagt: ›Barmherzigkeit will ich und keine Opfer!‹ Ich bin nicht gekommen, um die Gerechten zu rufen, sondern die Sünder.«

Singen am Hohentwiel – eine kleine Stadt an der Grenze zur Schweiz. In der Baptistengemeinde dort habe ich meine ersten Schritte im Glauben gemacht. 90 Leute, einige Arbeiter in der Gießerei, einige bei der Post oder bei einer Versicherung. Die damals größte Berufsgruppe waren die Zöllner. Singen hatte ein Hauptzollamt und die verwinkelte grüne Grenze zur Schweiz musste überwacht werden. Von Skandalen beim Zoll habe ich damals nichts mitbekommen.

Außer vielleicht einem, den ich gut fand: Wenn Baptisten auf dem Weg aus der DDR in die Schweiz durch Singen kamen, dann blieben sie manchmal über Nacht in Deutschland, was ihnen eigentlich verboten war. Damit ihr – aus Sicht der DDR illegaler Aufenthalt in Westdeutschland nicht auffiel, änderte der gläubig getaufte Zöllner das Datum auf dem Ausreisestempel im Pass. Ein Anruf auf der Schweizer Seite, dass der Kollege nicht so genau hinschauen sollte, - schon war der illegale Aufenthalt legalisiert. Ich lernte: Zöllner haben Macht. Sie können korrekt sein oder sich von ihrem Mitleid leiten lassen – oder auch von ihrer Habgier.

Während meiner Zeit am Seminar in Hamburg hatte ich mich um einen ausländischen Gast zu kümmern. Bruder Bonacio war zu Gastvorlesungen in Hamburg. Der Direktor des Theologischen Seminars in Bukarest hatte das Privileg ins westliche Ausland zu reisen. Gleich nach der Ankunft bat er mich, mit ihm zum Arzt zu gehen, um ein Herzmedikament zu kaufen. Die Ärztin fragte ihn nach seinen Beschwerden. Die Antwort: „Ich habe keine. Mir fehlt nichts – aber ich habe eine Bestellung mitbekommen.“ Nicht Bruder Bonacio war herzkrank. Der Geheimdienstoffizier, der ihm die Ausreise genehmigen oder verweigern konnte, hatte ein krankes Herz. Der Man von der Securitate brauchte die lebenswichtigen Digitalispräparate, die es hinter dem Eisernen Vorhang nicht gab. An der Grenze blüht die Korruption.

Wer Grenzen zieht, der schafft auch Schlupflöcher. Zäune sind sichtbare Zeichen der Macht. Sie verhindern, dass Menschen von einem Ort zum anderen gelangen. Aber noch mehr Macht haben diejenigen, die an den Türen den Schlagbaum heben oder senken. Sie sind die Türsteher zum Paradies. Am Eingang eines Nachtclubs oder als Bewacher der Außengrenzen des Schengenraums.

Oder eben an den Zollgrenzen des Römischen Reiches. Zölle sind eine einfache und effektive Art, den Staat zu finanzieren. Rom brauchte Geld – viel Geld und errichtete darum überall im Land Binnengrenzen. Um die Zöllner zu motivieren hatten die Römer die Zollstellen verpachtet. Besonders harte Hunde konnten so ein kleines Vermögen machen. Pächter, die weniger einnahmen, als vereinbart, mussten die Pacht aus ihrem Privatvermögen begleichen.

Gegen die Willkür der Zöllner ließ sich nichts ausrichten. Wer sein Geld beim Zoll verdiente, der musste mit Spott rechnen. Die Nachbarn frozelten: „Na wieder gute Geschäfte gemacht?“ Die Reisenden murrten, weil sie sich immer über den Tisch gezogen fühlten. Die Frommen rümpften die Nase. Für sie waren Geschäfte mit dem Staat verdächtig. Der Staat wurde als Feind ihrer Religion gesehen. Wer mit den Römern zusammenarbeitete galt als Kollaborateur. Zöllner machten sich die Hände schmutzig. Solchen Leuten gab man nicht einmal die Hand.

Man ärgerte sich über die Grenzen und errichtete selbst welche. Zöllner wurden ausgegrenzt. Sie gehörten nicht dazu. Man errichtete unsichtbare Zäune und mied sie. Das bekamen nicht nur die Zöllner selbst zu spüren. Ihre Frauen wurden beim Einkaufen nicht begrüßt, ihre Kinder durften nicht mitspielen, wenn die Dorfkinder durch die Gassen tobten. Wir kennen die Geschichte vom Zöllner Zachäus, der gerne Bekanntschaft mit Jesus machen wollte. Er war klein und musste auf einen Baum klettern, um Jesus zu sehen. Die Leute zeigten ihm die kalte Schulter, ließen ihn nicht durch, hinderten ihn zu Jesus zu kommen.

Wenn Menschen zusammenleben, dann schaffen sie unwillkürlich Grenzen. Als Kinder spielten wir nicht mit den Gören von der anderen Straßenseite. „Wir gegen die“. Wer sich hinter seinen Zaun zurückzieht, der sieht „die anderen“ oft mit einem besonders kritischen Blick. „Die“ wollen was von „uns“. „Denen kann man doch nicht trauen.“ Wo die Grenzzäune hochgezogen werden, da wachsen auch Misstrauen und Hass. Das gilt für Grenzen zwischen Staaten, wie auch zwischen gesellschaftliche und religiöse Gruppen. „Denen da“ traut man alles zu. Aktuell konnte man das gerade in einem Interview hören. Bei den Krawallen von Grevesmühlen, gegen die Unterbringung von Geflüchteten, meinte eine Mutter. Man hat ja gerade gesehen, was passiert, wenn man solche ins Land lasse. „Die stechen dann im Zug auf unsere Kinder ein“.

Zöllner und Sünder werden in den Evangelien oft in einem Atemzug genannt. Sünder sind Menschen, die eine Grenze überschritten hatten, die von anderen eingehalten wird. Bei Wilhelm Busch, dem satirischen Zeichner des 19. Jahrhunderts heißt es in „Die fromme Helene“, „Sünde – dieser Satz steht fest – ist stets das Böse, das man lässt!“ Die fromme Helene war eine Betschwester, staubtrocken und tausend Regeln umgeben. Alles Mögliche war ihr verboten, vor allem alles, was Spaß macht. Und so schafft sie sich ihre eigene Welt, rümpft die Nase über ihre Mitmenschen, die irgendwelche Regeln übertreten und fühlt sich wohl. Sie ist keine Sünderin, weil sie die Grenzen einhält. Allerdings scheitert die fromme Helene an ihren Grenzen. Das Leben ist kompliziert. „Es ist ein Brauch von alters her, - wer Sorgen hat, hat auch Likör.“ Hinter den Kulissen ist sie schwach. Sie wird zu einem Beispiel für eine Pharisäerin.

Pharisäer ist heute ein Schimpfwort für Leute, die anderen Vorschriften machen und für sich selbst Schlupflöcher offenhalten. Es kommt auf den Anschein an, auf das, was die Leute sehen sollen.

Im Matthäusevangelium sind die Pharisäer aber zunächst einfach nur Leute, die es wirklich ernst meinen mit dem Glauben an den Gott der Väter. Sie schützten das Gebot Gottes, indem sie Regeln aufstellen, wie man dieses Gebot achten kann. Dabei wenden sie eine Methode an, die am Ende scheitern muss: Die Kasuistik. Man kennt die Grundsätze und stellt praktische Fragen, wie diese Grundsätze in konkreten Fällen anzuwenden sind. Und dann sammelt man solche Einzelentscheidungen und schafft einen engmaschigen Regelkatalog, die Pharisäer nannten diese Regelsammlung einen „Zaun um das Gesetz“.

Jesus kritisiert diese Praxis. Eine der Regeln befasste sich mit dem Zehnten. In Zeiten des Tempels war es Vorschrift 10% der Ernte für das Haus Gottes zu spenden. Davon wurden Opfer bezahlt und die Priester entlohnt, aber auch die Armenkasse gespeist. Priester waren mehr als Schlachter, sie sprachen auch Recht und waren Ratgeber und Mediziner. Der Zehnte war also mehr als der

Gemeindebeitrag unserer Zeit, er war eine Sozialsteuer. Vieles von dem was damals vom Zehnten bezahlt wurde, wird heute von der Krankenkasse oder vom Staat übernommen.

Die Pharisäer fragten sich, wie man nun den Zehnten von Gewürzen berechnen sollte. Wenn ich vom Salz auf dem Frühstücksei 10 % abzweigen sollte, um sie dem Gemeindegeldkassierer zu geben, dann wäre ich zwar rechtgläubig, aber auch nicht zurechnungsfähig. Es geht ums Grundsätzliche und das bedeutet: Du sollst mit deinem Verdienst auch das Gemeinwesen unterhalten. Darum bezahlen wir Christen gerne Steuern und Sozialversicherungsbeiträge und wir finanzieren außerdem unser Gemeindeleben. Je nach dem was nötig und was uns möglich ist. Jesus will, dass wir uns am Sinn der Gebote orientieren und nicht an Spitzfindigkeiten.

Die andere Gruppe, die uns Matthäus vorstellt sind "die Sünder". Die Zöllner gehörten dazu, die Hirten, Prostituierte und Arme. Menschen, die es sich nicht leisten konnten, der bürgerlichen Moral zu entsprechen. Arme müssen Regeln brechen, wenn sie überleben wollen. Beim Containern zum Beispiel: Wenn Menschen in den Abfällen der Supermärkte nach essbarem Müll suchen, begehen sie Hausfriedensbruch. Sie sind Diebe, auch wenn das Diebesgut am nächsten Tag in der Müllverbrennungsanlage landet. Wer je in die Welt der Armen eingetaucht ist, der weiß, dass es fast unmöglich ist, mit reiner Weste arm zu sein. Wer das Elend von Prostituierten in den Blick nimmt, statt nur die Nase zu rümpfen über dieses Gewerbe, der wird vorsichtig, von Sünderinnen und Sündern zu sprechen. Wer je mit dem Ausländerrecht in Berührung kam, der ahnt, dass viele, die in unserem Land fremd sind, ständig in der Gefahr stehen, das Recht zu brechen. Es gibt eine bürgerliche Moral, die nur die wohlhabenden einhalten können. Wer gebildet ist, wer ein Haus hat, wer ein geregeltes Einkommen und ein gutes Ansehen hat, der zählt sich wohl kaum zu "den Sündern".

Matthäus, oder wie er bei Markus heißt, Levi, war zwar wirtschaftlich erfolgreich, hatte aber als Zöllner kein Ansehen. Sein Beruf machte ihn zum Außenseiter. In den Augen der Pharisäer war er Sünder. In den Augen Jesu war er ein Mensch, der Liebe verdient. Jesus teilte die Menschen nicht in Gerechte und Sünder ein. Für ihn gab es Menschen, die offen waren für Gottes Liebeserklärung und andere, die Gottes Barmherzigkeit nicht nötig hatten. Oder meinten, sie nicht nötig zu haben. Die einen halten sich für stark, und gesund, die anderen wissen den Arzt zu schätzen.

Ich erinnere mich an Menschen, die sich weigern zum Arzt zu gehen. Außenstehende sehen, dass sie nicht gesund sind oder psychologische Hilfe bräuchten. Aber solange jemand sich weigert, seiner Hilfsbedürftigkeit ins Auge zu sehen, kann man ihm nicht helfen.

Jesus berief Matthäus in seine Nachfolge. Das war eine Einladung, in Jesu Fußstapfen zu treten, ihn zum Vorbild und Lehrer zu nehmen. Matthäus hörte und ließ sich darauf ein. Und es kam wie es kommen musste: Die Freude des Matthäus steckt an. Es wird gemeinsam gefeiert. Zum Fest gehört das Festmahl. Matthäus gehört das Haus, aber die Rolle des Hausherrn kommt Jesus zu. Er lädt ein, er begrüßt die Gäste, er wird das Mahl eröffnen und vielleicht in einer kleinen Rede die Bedeutung dieser Tischgemeinschaft hervorheben. Der Hintergrund: Rabbiner nehmen bis in die Neuzeit ihre Schüler in den Haushalt auf. Und indem Matthäus Jünger wird, Nachfolger Jesu, räumt er Jesus diese Stellung ein. Darum steht Jesu Verhalten im Mittelpunkt des Interesses, nicht das des Hausbesitzers.

Für die Pharisäer ging es um drinnen und draußen, um rein oder unrein. Wer gehört dazu, wer nicht? Sie sind – gerade im Matthäusevangelium - die Lieblingsgegner Jesu. Wenn man sich fragt, warum sie gerade in diesem Buch besonders betont werden, dann gibt es dafür sicherlich einen Grund: Unter den Leserinnen und Lesern des Buches gibt es viele, die sich für diese Frage interessieren.

Es könnte sein, dass sich die Gemeinde noch nicht ganz aus der jüdischen Synagogengemeinschaft gelöst hat oder in der Gemeinde gibt es Streit über ethische Fragen. Denn in der Kirche sind einige,

die haben eine strenge Erziehung hinter sich. Ihr Gewissen ist eng. Sie haben gelernt: "Spiel nicht mit den Schmuttelkindern, sing nicht ihre Lieder." Andere in der Kirche haben ihr schlechtes Gewissen abgelegt. Sie fürchten sich vor dem Rückfall in die Zeit, als sie hinter jedem Busch ein Gespenst sitzen sahen. Sie haben als Kinder gesungen "Pass auf kleines Auge was du siehst, ... denn der Vater in dem Himmel schaut herab auf dich, pass auf kleines Auge, was du siehst." Als ich dieses Lied in der Sonntagsschule gesungen habe, hatten wir noch Bewegungen dazu gemacht: (Erhobener Zeigefinger!)"

Nun ist eine solche Gewissensbildung ja nicht nur schlecht. Wer erst als Jugendliche oder Erwachsene zum Glauben kommt, muss sich über vieles Gedanken machen, was einem alten Hasen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Besonders in der Tischgemeinschaft fällt das auf: Man isst nicht mit den Fingern – es sei denn Geflügel, man fängt erst an, wenn alle etwas auf dem Teller haben, man steht nicht auf, ehe alle fertig gegessen haben, man spricht nicht mit vollem Mund, den Nachtschirm nimmt man nicht schon vor der Suppe. Wer sich benehmen kann, den lädt man gerne ein. Andere kommen gar nicht erst auf die Gästeliste.

Die Tischmanieren sind nur ein Beispiel. Wir könnten dieses Muster auch auf andere Fragen des täglichen Lebens, des Verhaltens und Denkens übertragen. Wie ist es, wenn man an die Beziehung der Geschlechter untereinander denkt? Was ist mit dem angemessenen Umgang mit Geld? Welche Einstellung hat man zur Arbeitsmoral? Wie ist es mit dem Denken? Sind die Gedanken frei oder muss man sich bestimmte Gedanken verbieten? Wie geht man mit den Gesetzen des alten Volkes Israel um? Gott hatte seinem Volk Lebensregeln gegeben. Muss man sie übernehmen, wenn man zum Volk Gottes dazugehören will? Wie bringt man sie mit dem heutigen Alltag zusammen? Darf man den heiligen Text kritisieren? So sind im Heiligkeitgesetz Behinderte vom Priesterdienst ausgeschlossen. Dürfen Behinderte in der Gemeinde alle Aufgaben übernehmen?

Jesus geht auf eben diese Fragen ein. Er kennt die Gefahr, über dem kleinlichen Zank (Was ist noch erlaubt, was schon verboten?), die Freude zu verlieren. Einige Verse nach unserem Abschnitt geht es um Fastenregeln. Jesus schiebt sie beiseite, weil die Freude über die Gemeinschaft mit ihm wichtiger ist, als regelgerechtes Verhalten. Und er formuliert einen Grundsatz: "Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken."

Wer sind in unserer Geschichte die Gesunden, wer die Kranken? Fragt man die Pharisäer, dann werden sie sich wohl für die Gesunden, die Starken halten. Fragt man den Zöllner Matthäus, dann wird er wohl Jesus für den großen Arzt halten: Wenn Matthäus im 16. Jahrhundert gelebt hätte, dann wäre an seinem Tisch wohl gesungen worden: "Nun lasst uns Gott, dem Herren, Dank sagen und ihn ehren". In diesem Lied heißt es in der vierten Strophe "Ein Arzt ist uns gegeben, der selber ist das Leben" und in der letzten Strophe "Erhalt uns in der Wahrheit, gib ewigliche Freiheit."

Das Lied spiegelt die große Befreiung wider, die die Christen in der Reformationszeit erlebten. Im Zuge der mittelalterlichen Theologie hatten sich so viele Regeln und Gesetze eingebürgert, dass man am Glauben verzweifeln konnte. Denn "Glauben" bedeutete, dass man bestimmte Sätze für wahr halten muss. Und in den Himmel kommt, wenn man die Gemeindeforderungen beachtet, dann ist das wird der Glaube zum Gefängnis. Die Reformatoren erkannten, dass Glaube etwas mit Vertrauen zu tun hat. Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes.

Vor 501 Jahren, kurz nach Aschermittwoch trafen sich in Zürich Pfarrer und Ratsherren, um miteinander Wurst zu essen. Ein Skandal. In der Fastenzeit war es streng verboten Fleisch zu essen. In den Gassen von Zürich zerriss man sich das Maul über die Frevler. Die Konservativen schäumten vor Wut, die anderen feierten das Wurstessen als Befreiung. Für die Schweizer Reformation bekam die Wurst eine ähnliche Bedeutung, wie der Thesenanschlag Luthers für die Reformation in Deutschland.

Durch das Wurstessen in der Fastenzeit kommt man dem Himmel nicht näher als durch das Fasten in den sieben Wochen vor Ostern. Entscheidend ist das Vertrauen in Gottes Barmherzigkeit. Wer dieses Vertrauen hat, der ist nicht mehr von den Regeln und Ordnungen und Glaubenssätzen abhängig. Der braucht kein schlechtes Gewissen haben. Er kann Risiken eingehen, auch Fehler zu machen. Wir kennen das doch aus der Pädagogik: Kinder, die in ständiger Furcht vor ihren Eltern leben, die nichts falsch machen dürfen, werden nicht selbstständig. Sie treffen keine eigenen Entscheidungen, sie tun nicht, was getan werden muss. Sie bleiben beim Bewährten und gehen keine neuen Wege.

Matthäus hat die Geschichte wohl aufgeschrieben, weil sie für seine Gemeinde Bedeutung hatte. Denn auch innerhalb der christlichen Gemeinde sitzen Gerechte und Sünder an einem Tisch. Die einen halten die anderen für spießig. Die anderen rümpfen die Nase über jene, die Gottes Wort wohl nicht ernst nehmen. Gemeinsame Mahlzeiten gehörten von Anfang an zur Gemeinde. In Apostelgeschichte 2 ist das gemeinsame Essen ein Merkmal der Kirche. Sowohl das Brotbrechen, wie auch das gemeinsame Abendessen. Und am gemeinsamen Essen entzündete sich der Streit. Petrus musste vom Heiligen Geist überrumpelt werden, bis er in das Haus eines Unreinen Ausländers ging. Später wollte er sich nicht vor jüdisch geprägten Christen blamieren und verzichtet auf das gemeinsame Essen mit Christen, die vorher Heiden waren.

Man sollte ja eigentlich meinen, dass sich mit der Tischgemeinschaft Jesu mit Zöllnern und Sündern die Debatte erübrigt. Aber in der Gemeinde wurde darüber gestritten, wer am Tisch des Herrn Platz nehmen darf. Vor hundert oder hundertzwanzig Jahren war es in Baptistengemeinden ganz klar, wer Abendmahl nehmen durfte und wer nicht. Ausschlaggebend war das regelgerechte Verhalten. Eines der Lieblingsthemen war die Sonntagsheiligung. Die konnte sich nicht jeder leisten. Dienstmädchen, die von ihrer Herrschaft am Sonntagmorgen zum Brötchenholen geschickt wurden, verloren entweder ihren Job oder die Zulassung zum Abendmahl. In Lippe wurde ein Arbeiter regelmäßig im Herbst aus der Gemeinde ausgeschlossen, weil er am Sonntag in der Rübenfabrik arbeitete. Da die Zuckerraffinerie ohne Unterbrechung laufen musste, hatten die Arbeiter einige Wochen hindurch ununterbrochen Dienst, also auch am Sonntag. Die Baptisten unter ihnen durften deswegen nicht am Abendmahl teilnehmen. Sie hätten ja auch gar keine Zeit dafür gehabt. Im Frühjahr, nach erfolgter öffentlicher Buße, wurden die Arbeiter dann feierlich wieder aufgenommen. Sie durften am Tisch des Herrn Platz nehmen, bis dann mit dem Herbstnebel die Rübenernte von neuem begann.

Die Frage ist, ob diejenigen, die im Winter das Brot brachen, nicht auf der falschen Seite standen. Vielleicht war das Mittagessen in der Kantine der Zuckerfabrik das eigentliche Abendmahl. Denn diese Arbeiter waren im Sommer Maurer und im Winter arbeitslos. Wenn ihre Familien nicht hungern sollten, mussten sie am Sonntag arbeiten.

Ein anderes Verbot in den Gemeinden war in den 20er Jahren der Besuch von Kino und Gaststätten. Ich erinnere mich noch an lebhafte Diskussionen in der Jugendgruppe, ob man eigentlich ins Kino gehen dürfe. Als wir in der Bibelstunde über diesen Text sprachen, berichtete eine alte weise Schwester aus Berlin. Als Teenager wollte ihre Freundin und sie doch so gerne ins Kino gehen. Da das aber in ihrer Berliner Gemeinde verboten war, fuhren sie mit der S-Bahn nach Potsdam und sahen sie dort heimlich einen Film. Nach dem Ende der Vorstellung traten sie wieder ins Helle. Es traf sie fast der Schlag: Da saß im Biergarten gegenüber der Onkel Prediger und – trank Bier. Der Pastor sah im gleichen Moment die Mädchen aus seiner Gemeinde und winkte sie zu sich. "Wisst ihr..." sagte er mit einem Augenzwinkern, "man muss in der Gemeinde nicht alles erzählen, was man weiß." Die Bibelstundengruppe lachte herzlich über die Geschichte, aber eigentlich war sie gar nicht zum Lachen. Denn sie beschrieb eine oft geübte Heuchelei. In der Gemeinde hatte man auf ein gutes zu achten und "es muss ja nicht alles erzählt werden." Ilse Weist, so hieß der Teenager, ist in ihrem Glauben nicht irre geworden, aber sie war immer bereit, ein offenes Wort zu sagen, statt eine Show

zu veranstalten. Das gab ihr auch im hohen Alter Autorität, auch als ganz andere ethische Fragen auf den Tisch kamen, als der Besuch eines Lichtspieltheaters.

Auch in der Gemeinde Korinth gab es Konflikte rund ums Essen. Dort ging es nicht um die Unterscheidung von rein und unrein, also um die Abgrenzung zum Judentum. In der von griechischen Heidenchristen geprägten Gemeinde ging es um die Abgrenzung zum Heidentum. Die Gemeinde zerfiel in zwei Lager. Die einen waren durch ihre Bekehrung zu aufgeklärten Leuten geworden. Sie lachten über die alten Götter, die doch keinerlei Bedeutung hatten. Darum konnten sie ohne schlechtes Gewissen das Opferfleisch aus den Tempeln kaufen. Wenn es ein Fest gab in der Gemeinde, dann spendierten die Reicheren wohl mal den einen oder anderen Hammel, der sein Leben an einem heidnischen Altar gelassen hatte. Andere Christen waren zwar auch überzeugt, dass es keine anderen Götter gibt, als den dreieinigen Gott. Aber sie rechneten doch mit der Macht der Götzen, die sich auch auf das Fleisch übertrug. Das Fleisch von Götzenopfern war für sie Igittigitt. Paulus richtet sich an die Schwachen und Ängstlichen: Löst euch doch von eurer versteckten Angst vor den Göttern, die es gar nicht gibt. (1.Ko 8) Und die Aufgeklärten ermahnt er, nicht zu provozieren. Es kommt darauf an, dass Starke und Schwache gemeinsam das Ziel erreichen.

Beim Abendmahl treten die Gegensätze eigentlich in den Hintergrund. An diesem Mahl dürfen nicht alle teilnehmen. Zugelassen sind keine Heiligen, keine Gerechten, keine Gesunde, sondern nur Kranke, Ungerechte und Sünder. Wer ehrlich ist mit sich selbst, der kann nicht mit gerümpfter Nase über seinen Nachbarn denken. Wer bin ich eigentlich, dass ich meinen Nächsten verurteile? Die Gemeinde ist eine Gemeinschaft begnadigter Sünder. Wer am Tisch Jesu Platz nehmen will, der muss seine weiße Weste ablegen. Denn keiner von uns hat ein reines Leben vorzuweisen. Nur in einer Gemeinde von Scheinheiligen wird man lauter Heilige beim Abendmahl finden. Ist man lange genug als Pastor in einer Gemeinde und hat genau hingeschaut, dann sieht man Sonntagmorgens auch hinter die Kulissen. Da sitzt einer, der seine Frau geschlagen hat und die hat geschwiegen. Da hat jemand einen Kunden über den Tisch gezogen und hat ungerechten Gewinn eingestrichen. Da ist einer, der weiß, wie es ist, im Gefängnis zu sitzen. Manchmal fragt man sich, ob Gott eigentlich Humor hat, eine solche Gesellschaft sein Volk zu nennen. Nur wer weiß, wie unwürdig er ist, darf an diesem Tisch Platz nehmen.

Dietrich Bonhoeffer beschreibt die Kirche als eine "Gemeinschaft der begnadigten Sünder." Die Zöllner und Sünder hat Jesus an seinem Tisch willkommen geheißen. Seine Gäste dürfen befreit lachen und offen miteinander umgehen. Sie wissen: Es kommt auf Gottes Barmherzigkeit an. Die Pharisäer standen draußen vor der Tür und regten sich auf. Wie wäre es, wenn sie sich mit an den Tisch setzen würden: Die Leute mit einer weißen Weste zwischen denen mit schmutzigen Fingern. Vermutlich wäre das ein großes Wunder. Ein solches Wunder war die Bekehrung des Paulus, der erst vom Pferd fallen musste, ehe er begriff, dass Jesus die Ordnungen Gottes nicht zerstören wollte. Und der dann leidenschaftlich dafür warb- oder soll ich sagen - kämpfte, dass sich niemand auf seine eigene Gerechtigkeit verlässt, sondern allein auf das Erbarmen Gottes setzt.

Wenn wir heute hier Abendmahl feiern, dann sitzen wir mit Leuten zusammen, von denen wir wissen, wie sie wohl sind. Von anderen vermuten wir es. Von uns selbst wissen wir es ganz genau: Wir sind von Gott geliebte Menschen, die auf seine Barmherzigkeit angewiesen sind. Wir müssen nichts opfern, weder Geld noch Zeit noch sonst etwas. Wir müssen uns auch nicht selbst aufopfern, sondern dürfen uns freuen, an diesem Tisch ein Zuhause zu haben.

Vor einigen Jahren hat unsere katholische Nachbargemeinde bei der Nacht der offenen Kirchen ein Zeichen gesetzt. Sie haben die Kirchenbänke umgestellt, eine lange Tafel aufgebaut, die das ganze Mittelschiff der Kirche durchzog. Vom Altar bis zum Eingang. Aber dort endete die festlich gedeckte Tafel nicht, sondern die Tische bildeten eine lange Reihe durch das Portal, über die Stufen zum

Kirchenvorplatz und dann bis auf die Straße. Gedeckt mit weißen Tischtüchern, mit Trauben, Brot und Wein. Vom Abendmahlstisch aus zog sich der Tisch des Herrn bis auf die Straßen der Stadt, dort wo jene zu finden sind, die niemals einen Fuß über die Schwelle der Kirchentür tun werden. An diesem Tisch sind alle willkommen – alle. Amen.

Im Anschluss an den Gottesdienst wollen wir miteinander weiter überlegen, wie wir dahin kommen können, dass Jünger, Zöllner und Sünder an einem Tisch Platz nehmen.

Wie können wir einander helfen, nicht zu Pharisäern zu werden?

Wie können wir zur Gewissensbildung beitragen, ohne gesetzlich zu werden?

Wie gehen wir damit um, wenn wir unterschiedlich enge oder weite Überzeugungen haben?

Wie würde sich unsere Gemeinde ändern, wenn wir den Sündern einen roten Teppich ausbreiten?

Anhang: Menschen gehen zu Gott in ihrer Not,

flehen um Hilfe, bitten um Glück und Brot

um Errettung aus Krankheit, Schuld und Tod.

So tun sie alle, alle, Christen und Heiden.

Menschen gehen zu Gott in Seiner Not,

finden ihn arm, geschmäht, ohne Obdach und Brot,

sehen ihn verschlungen von Sünde, Schwachheit und Tod.

Christen stehen bei Gott in Seinen Leiden.

Gott geht zu allen Menschen in ihrer Not,

sättigt den Leib und die Seele mit Seinem Brot,

stirbt für Christen und Heiden den Kreuzestod,

und vergibt ihnen beiden.